Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 57 (1977-1978)
Heft: 7

Artikel: Mein Vater
Autor: Burckhardt, Carl J.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163325

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

CARL J. BURCKHARDT

Mein Vater

Dieser Tage erscheinen postum die «Memorabilien» von Carl J. Burckhardt, Erinnerungen und Begegnungen, vor deren endgültiger Redaktion der Verfasser verstorben ist. Einzeldarstellungen, Skizzen, zum Teil auch Bruchstücke, die er in einen Gesamtzusammenhang zu bringen gedachte, fanden sich in seinem Nachlass. Der Plan zu dem Buch war den Freunden lange bekannt, und sein Titel – nicht «Memoiren», sondern eben «Memorabilien» – stand ebenfalls längst fest. Was jetzt, herausgegeben von Charlotte König und mit einem Nachwort versehen von Michael Stettler, insgesamt über fünfhundert Seiten umfassend, vor uns liegt, ist nicht nur souveräner Rückblick auf ein in gleicher Weise aktives wie kontemplatives Leben, sondern zugleich Einblick in die Werkstatt des Schriftstellers. Denn die Teile des Buches zeigen einen unterschiedlichen Grad der Ausarbeitung, und man darf wohl annehmen, dass Carl J. Burckhardt, wäre ihm die Zeit dazu noch vergönnt gewesen, überarbeitend, ergänzend und feilend Hand angelegt hätte, ehe er das Manuskript dem Verleger übergeben hätte. Manches ist gründlicher ausgeführt, einiges mehr nur angedeutet oder in ein paar Grundzügen festgehalten. Man spürt als Leser, wo sich der Autor engagiert, wo er Feuer fängt und seine darstellerische Kraft entfaltet, und man spürt auch, wo er mit der Gewissenhaftigkeit des Historikers hinsetzt, was um der Genauigkeit und Vollständigkeit willen dastehen muss. Ein reiches, ein höchst lebendiges und anregendes Buch ist uns durch die behutsame Editionsarbeit der Herausgeber auf diese Weise in die Hand gelegt. Was Carl J. Burckhardt sich vornahm, nachdem er die Arbeit am «Richelieu» abgeschlossen hatte, nämlich Menschen und Länder nicht autobiographisch aufgereiht zu schildern, «sondern durch Reflexionen hindurchscheinend», das eben macht den Reiz dieser nachgelassenen Memorabilien aus. Wir drucken daraus zwei Abschnitte aus dem Kapitel «Der Vater» ab und danken dem Verlag Georg D. W. Callwey, München, für die freundliche Genehmigung dazu.

A. K.

Mein Vater – noch heute, wenn ich dieses Wort ausspreche, hinschreibe, ist es so gross, dass es mir beinahe den Atem nimmt; nicht das Allgemeine davon, nicht etwa die Vorstellung vom Lebensspender, Beschützer, vom Kundigen, Weisen, vom Herrscher, sondern, weit weg von solch mythischem Schauer, das völlig Einmalige: *mein* Vater, der meine, für welchen ich eine Freundschaft empfand, eine Liebe, ein Mitleid ohnegleichen, nichts anderem in meinem Leben irgendwie verwandt. Wenn ich daran gehe, über das Rätsel meiner Jahre nachzudenken, so steigt das eine Gefühl für diesen einsamen und so rührend kühnen Menschen auf wie eine mächtige Flamme in der Nacht, die weit im Umkreis die Landschaft mit ihren Höhen und Tiefen erleuchtet.

Vor mir, wenn ich sein Bild aufrufe, sehe ich einen mir sehr jung erscheinenden Mann, der heute – durch den Abstand der Lebensjahre, die

er erreichte, und denjenigen, in denen ich nun angelangt bin – wahrhaftig mein Sohn sein könnte. Er war 1900 achtunddreissigjährig, und als er das Leben, zu Beginn des Ersten Weltkrieges, am 19. Februar 1915 verliess, hätte er noch neun Monate und neun Tage aushalten müssen, um am 5. Dezember seinen dreiundfünfzigsten Geburtstag zu erreichen, diesen Geburtstag, den er mit seinem 1831 geborenen Vater gemeinsam hatte.

Robert Boehringer schrieb einmal in einem Gedicht, das er mir schenkte:

«... der trat in schwarz und weiss, ein wahrer herr
Verpflichtend, einsam aus dem Haus auf Burg.
Aus schmalem kopf, durchgeistigt hoher schläfe
Erschreckten unter dicht gezognen brauen
Seltsame augen den begegner, augen
Geschaffen das undenkbare zu schauen
Enthüllend, was der mund verschliessen wollte,
Mit einem traum von dunkler traurigkeit.
Er heftete den blick auf recht und sitte
Vorlebend wie er's meinte, fast zu edel
Für diesen Stadt-Staat dem er treue hielt ...»

Das ist einprägsam, und Wesentliches wird hier ausgesprochen.

Hinter dem «schwarz und weiss» verbirgt sich noch eine Andeutung der Wappenfarben meiner Vaterstadt, die sie in der Schweiz mit Freiburg im Uechtland, in Deutschland mit Preussen gemeinsam hat.

Mein Vater war etwas mehr als mittelgross, bis zuletzt sehr schlank. Der so vitale, gescheite, alles vorausdenkende und immer heitere Genfer Professor der Nationalökonomie und hohe Völkerbundsbeamte, William Rappard, besuchte einmal den Grossen Rat des Kantons Basel-Stadt. Er sah meinen Vater auf der Regierungsbank sitzen. Später sagte er zu mir: «Ich sah ihn im Verlauf einer Debatte im Basler Rathaus; es war, als habe sich ein Mitglied des englischen Oberhauses aus der Zeit des Premierministers Salisbury dorthin verirrt.» Ein derselben Partei wie mein Vater angehörender Basler Politiker sagte einmal zu seinem Kollegen im Parlament, dem Genfer Horace Micheli: «Was mir an Carl Christoph Burckhardt stets unerträglich blieb, war seine Ritterlichkeit.» In der Tat, diese Ritterlichkeit gehörte auch zu seinem Bild.

Wir leben nach zwei Weltkriegen innerhalb eines Zustandes, in dem von den Rechten und Pflichten des römischen «pater familias» wenig übrig bleibt. Das «Glied in der Kette», für das der einzelne sich so lange gehalten hat, ist verächtlich gemacht worden, wirkt lächerlich. Die Verheissung völliger Unabhängigkeit des Individuums hat als Lockung mitreissenden Erfolg gezeitigt. Wie bald jedoch sollten die aus allen natur-

haften Bindungen Entlassenen zu Sklaven von Moden und Massensuggestionen, von Parteidoktrinen werden und schliesslich zu Staatssklaven! Die Entwicklung der Autoritätsfeindlichkeit zur zornigen Abwehr gegen die Väter hat schon lange vor den grossen europäischen Bruderkriegen eingesetzt. Als die Literatur sie zwischen 1880 und 1914 sehr deutlich anzeigte, befand sie sich schon nahe an ihrem Abschluss, dem dann furchtbare Gegenschläge als Ausdruck übersteigerter Gewaltherrschaft folgten. Nach dem regellosen Auflösungsstreben kam härtester Zwang. Nichts Menschliches war dabei, keine Sohnesliebe zu den Vätern versöhnte die Ungerechtigkeiten, die jedem Abhängigkeitsverhältnis eigen sind. Im Theater der Jahrhundertwende wurde der Vatermord im grellen Licht der letzten Akte zu einer sich bald bis zur Selbstverständlichkeit abnützenden Gewohnheit. Erst nach diesem kaum ernst genommenen Auftakt setzte dann, in wenig folgerichtiger Weise, das grosse Sterben für die «Vaterländer» ein. Was auf den Bühnen der Grossstädte als Menetekel sichtbar geworden war, gewann bald masslos an Virulenz innerhalb der Sinnlosigkeit des durch Technik übersteigerten Mordens während der ersten Jahrhunderthälfte. Überdruss, Widerwille stellte sich allem entgegen, was einst gewesen war. Fast ausschliesslich bestimmten wirtschaftliche Argumente die zur Wissenschaft ansetzende Soziologie.

Die Psychologie, die für Fehlhandlungen des einzelnen, des Heranwachsenden, einstige autoritäre Eingriffe Erwachsener verantwortlich machte, vertiefte die Trennung zwischen den Generationen. Derartiges gehört zur Voraussetzung der durch das 20. Jahrhundert hindurchziehenden Geschlechter, die zur Stützung ihres Verhaltens – nach dem man sie einmal beurteilen wird – die feste Überzeugung in Anspruch nehmen, sich unablässig im Fortschritt zu befinden. Dass der Fortschrittsgedanke zum Glaubensinhalt werden konnte, hängt damit zusammen, dass seit bald hundertfünfzig Jahren die exakten Wissenschaften und ihre technischen Folgen in staunenswerter Entwicklung sind. Das Wort «Wissenschaft» wird fast allgemein mit einer Unterwürfigkeit ausgesprochen, wie sie den jetzt entmythologisierten Leitbildern zur Zeit ihrer einstigen Geltung in so völliger und selbstbefriedigender Weise nie zuteil geworden war. Die Symbole sterben, aber die Formeln wachsen aus dem Boden, und sie reissen mit. Gegen 1900 erreichte der Zustand, den man Positivismus genannt hat, seine volle Wirksamkeit. Diese Wirksamkeit bestimmte das verwirrte sozialpolitische Credo der meisten Zeitgenossen, unter denen ich gelebt habe. Das freie Urteil verschwand, die Doktrin wurde vom Zweck zum Mittel, das mit grösster Konsequenz und mit überlegenen Methoden schliesslich dem ungeheuren Machtzuwachs einzelner Staaten diente; einer Macht, die, für die meisten unbemerkt und ungehört, zur alles bestimmenden Übermacht wurde

und noch wird. Sich widerstrebende Thesen liessen innerhalb der allerverschiedensten mit dem Namen «Demokratie» bezeichneten Gesellschaftsordnungen die Fähigkeit, rein aussenpolitische Veränderungen deutlich zu erkennen, in unheimlich rascher Weise absterben.

Am Beginn meines Lebens standen zwei Männer von ausgesuchter Art vor mir, der ältere in Selbstverständlichkeit und Ruhe, sein Sohn schon im Auftrag zum Kampf gegen Kommendes, auch bereits in Abwehr gegen Zweifel, die ihn selbst ergriffen bis zur Niederlage. Da blieb dann ein Enkel übrig, vom ersten Erwachen an in Liebe an diese beiden Männer gebunden. Das Wort «Vater» wird ihm mehr bedeuten als alles andere in der Welt.

Für diesen Enkel, der seinen Grossvater nur als Inbegriff weiser Erfahrung und abgeklärter Milde gekannt hat, erscheint die Strenge überraschend, die dieser seinem eigenen Sohn gegenüber anwenden zu müssen glaubte.

Nach Abschluss der vier ersten Gymnasialklassen wurde mein Vater, der fünfzehnjährige Carl Christoph, um Französisch zu lernen 1877 für ein Jahr nach Lausanne geschickt. Er sollte sich vor dem Eintritt in das Basler Pädagogium körperlich kräftigen. Die Anpassung an die neue Umgebung fiel ihm nicht leicht. Über seine Anlagen, sein Verhalten wurde dem Ratsherrn vom Pädagogen regelmässig berichtet. Aber wie immer, gelangten nicht nur diese abgemessenen Urteile nach Basel, sondern auf Umwegen ebenfalls Redereien von durchreisenden Landsleuten, die dem noch scheuen und unter Heimweh leidenden Schüler irgendwo begegnet waren. Auf eine solche, durch verschiedene Zwischenträger wohl noch verschärfte Bemerkung hin, erhielt der Fünfzehnjährige im Oktober jenes Jahres von seinem Vater folgende Rüge: «... Deine beiden letzten Briefe haben mir keine besondere Freude gemacht. Einmal waren beide geschmiert; sodann erklärte der erste schon nach zwei Seiten, der zweite gar schon auf der ersten Seite, Du wüsstest nicht, was zu schreiben. Es ist für einen bald fünfzehnjährigen Sohn ein bedenkliches Armutszeugnis, und Sophie gibt sich in ihren Briefen viel mehr Mühe, schreibt besser und schöner ...

Auch auf der Gordanne scheinst du langweilig gewesen zu sein, und es ist sonderbar, wie Du Dich freust, wieder einen Sonntag zu Hause bleiben zu können und dann bald darauf klagst, Du wüsstest nicht, was mit Deinen drei Wochen Ferien anzufangen. Es scheint mir, Du solltest mit Studieren, Lesen, Klavierspielen, Reiten und Spazierengehen Dir zu helfen wissen, wenn Du auch gar keine eigenen geistigen Hilfsmittel in Deinem Kopfe hättest ...

Diese Mahnungen sind das Resultat Deiner zwei letzten Briefe. Ich hoffe sehr, ich brauche sie nie mehr zu wiederholen und Du nehmest Dich etwas besser zusammen ...»

Die Antwort enthält Wesentliches. Zum erstenmal sehen wir den Knaben

im Rechtsgefühl verletzt, zum erstenmal hören wir ihn klar über innere Vorgänge reden. Er schreibt: «... Ich leide darunter, mich niemandem mitteilen zu können, nur halbernste Gespräche über Wichtiges ertrage ich nicht. Ich habe mehr gelitten als andere Knaben meines Alters, ich denke immer viel an meine Mutter, und vielleicht ist mir alles viel mehr bewusst als Du glaubst. Deine Vorwürfe, ich liesse mich gehen, habe ich nicht verdient ...»

Über einen Vorfall aus seiner Schulzeit scheint Carl Christoph schwer hinweggekommen zu sein, denn er hat, was sonst nicht seine Art war, die Sache später wiederholt im Gespräch erwähnt.

Während eines der Winter, in dem sein Vater sich auf Reisen befand, wohnte der mutterlose Knabe im Hause seiner Tante Marie und jenes Philosophenprofessors, den sie in späten Jahren geheiratet hatte. Während dieses Aufenthaltes brachte Carl Christoph, wie stets, ein ausgezeichnetes Zeugnis nach Hause, das der Onkel Karl Steffensen unterschreiben wollte. Unter der Rubrik «Betragen» aber stand, mit einem Ausrufezeichen versehen, das Wort «Einbläser!». Beim Lesen dieser Bemerkung versetzte der norddeutsche Philosoph dem Knaben eine Ohrfeige, die heftiges Nasenbluten zur Folge hatte. Dieser Vorgang erschien dem Kind als eine Ungerechtigkeit; mit Recht, denn ein Einbläser ist ganz einfach hilfsbereit.

Nach dem Abschluss der Mittelschule, des Pädagogiums – von dem mein Vater sagte, er habe dort vielleicht die glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht –, studierte er, wie einst sein Vater und sein mütterlicher Grossvater und Onkel, Jurisprudenz, zuerst in Basel, dann in Göttingen und zuletzt in Berlin. In Göttingen übernahm er eine Preisarbeit, die den Titel trug «Sinn und Umfang der Gleichstellung von dolus und lata culpa im römischen Recht». Die Fakultät verlieh ihm den Preis mit der Begründung, «da diese Untersuchung eine ebensosehr durch Fleiss, Gründlichkeit, Gediegenheit, wie durch eine nicht gewöhnliche juristische und historische Begabung ihres Verfassers, hervorragende, wissenschaftlich wertvolle und der Öffentlichkeit würdige Leistung enthält». Die im Druck erschienene Abhandlung widmete Burckhardt seinem Vater.

Seine Studien schloss er in Basel mit dem Prädikat «summa cum laude» ab, wie einst sein Vater in Heidelberg. Gleich nachher fuhr er zur weiteren Ausbildung nach Berlin.

Ein junger Schweizer erwähnte damals irrtümlicherweise gegenüber dem Gesandten der Eidgenossenschaft in Deutschland, Minister Roth, dem Freund Moltkes, Burckhardt wolle sich der diplomatischen Laufbahn widmen. Roth liess ihn wissen, ein Posten an der Gesandtschaft sei zu besetzen. Auf die Weisung seines Vaters hin – «Konsultiere deinen Arzt» – meldete Carl Christoph: «Ich habe angenommen. Wie Roth mir versichert,

sind gesellschaftliche Ansprüche bei der anzutretenden Stellung nicht übermässig.»

Im Dezember 1885 trat er als zweiter Sekretär seinen Posten bei der Gesandtschaft an. Nachträglich erscheint dieser Entschluss als gewagt, da er kurze Zeit vorher, während seines Militärdienstes, eine schwere Lungenentzündung durchgemacht hatte.

Burckhardt hat sich sehr an die bedeutende Persönlichkeit seines Chefs, des Gesandten, angeschlossen. Im Hause Roths in Trogen verbrachte er glückliche Tage. Auf der Treppe begegnete er damals zufällig einem ihm unbekannten Mädchen – dieses junge Mädchen sollte wenig später seine Frau werden.

Während seiner diplomatischen Tätigkeit in der deutschen Kapitale hat Burckhardt mit seinem Vater einen inhaltsreichen Briefwechsel geführt, der ein wertvolles Zeitdokument darstellt.

Aber, wie zu befürchten gewesen war, erlitt Carl Christoph schon nach weniger als zwei Jahren einen schweren gesundheitlichen Rückfall. Jetzt veranlassten ihn die Ärzte, sich nach dem Abklingen der Lungenentzündung für längere Zeit in ein südliches Klima zu begeben. Diese Notwendigkeit hat ihm damals hart zugesetzt. Ausserdem aber: Für einmal war er aus der würdigen, jedoch oft quälenden Enge seines bisherigen Lebenskreises entkommen und hatte in grossen Verhältnissen politische Geschichte erleben können, Voraussetzungen, für die er geschaffen war, und die er in dieser Form nicht mehr finden sollte.

Es war die Zeit, die schon den Niedergang Bismarcks einleitete. Die Disproportion zwischen seiner Leistung, dem Ausmass des ihm verliehenen Gelingens und der Rücksichtslosigkeit, ja unverhüllten Grobheit der gegen ihn gerichteten Angriffe wurde täglich deutlicher.

Im Juli 1945 verbrachte ich in kleinem Kreise einen Abend beim Präsidenten der provisorischen Regierung Frankreichs, dem General Charles de Gaulle. Einer seiner späteren Hauptgegner, der an dem Essen teilnahm, glaubte ihm nach dem Munde zu reden, indem er den damals ebenfalls schon angeschlagenen Winston Churchill verächtlich machte und äusserte: «Dieser alte Säufer ist fertig, verbraucht; Staatsmänner sollten nie versuchen, sich an der Macht zu halten, wenn sie die Höhe der ihnen möglichen Erfolge überschritten haben.» Charles de Gaulle antwortete: «Nie war Bismarck grösser als am Berliner Kongress.» – Es folgte betretenes Schweigen.

Schon einige Jahre nach dem hier erwähnten Berliner Kongress von 1878 wurde der gealterte, erkrankte erste Kanzler des Deutschen Reiches gemassregelt als sei er irgendeiner. Der Ton, der jetzt in den Räten, in der Parteipresse gegen den geschwächten Greis angeschlagen wurde, war

schmählich und verriet, bis zu welchem Grade man der immer noch vorhandenen Leistungsfähigkeit des seinem Sturz entgegengehenden Staatsmannes Rechnung getragen und wie sehr man zu diesem nahe bevorstehenden Sturz beigetragen hatte. Aus tiefstem Unmut, aus der spezifischen Ungeduld des hohen Alters heraus wandte er in der Abwehr Mittel an, die dem Bilde, das ein Teil der eigenen Nation und die übrige Welt sich von ihm gemacht hatten, abträglich waren: «Waidwund», triumphierte man.

Carl Christoph schrieb damals: «Der Reichskanzler jagt einen Prozess nach dem andern durch alle Instanzen. Er hat nicht die geringste Aussicht auf Erfolg.» Sodann lesen wir in einem seiner Briefe, im Gegensatz zu solchen für ihn ausgesprochen bedauerlichen Feststellungen: «Nie herrscht im Hause solche Stille, als wenn Moltke spricht. Er spricht leise, scharf und klar, immer zur Sache.» Bismarck aber redete weit von dem jeweiligen Gegenstand entfernt, als meinte er, noch alles zum Ausdruck bringen zu müssen, was ihn oft in wahrhaft seherischer Weise bedrängte. Das ungeheure Wallen seiner Seelenkräfte hatte den Kanzler über die vielgerühmte Sachlichkeit hinausgehoben, die mit der jeweiligen Sache verschwindet.

Die seltenen Männer, die über aussenpolitische Begabung verfügen, entsprechen einem Typus wie die grossen Mathematiker, die Musiker, die Maler oder Dichter. Im Unterschied zu den Mathematikern, die, durch Gesetz menschlicher Logik bedingt, ihre Methoden anwenden, verfügt der politische Kenner über keine Methode. Er spürt und sieht das Ereignis voraus, jede leiseste Druckveränderung der Umstände wird ihm deutlich. Seine Einsichten kann er nicht erklären, über Argumente, die den andern verständlich sind, verfügt er häufig nicht oder doch nur in übertragener Weise, durch psychologisch suggestive Mittel. Im übrigen steht er immer da wie einst Kassandra, Hektors unglückliche Schwester. Seine Einsicht bleibt jeweils, für einige wenige, bis zum Beginn seines physischen Niederganges verständlich, die hypnotische Kraft aber, über die er einst gebot, hat abgenommen, und genau jetzt setzt sein meist tragischer Untergang ein. Die Kraft, mit der er so lange auf seine Zeitgenossen einwirkte, ruft nun den Gegendruck, dem sie erliegen.

Man kann dem Täter und Könner nach längerer Zeit, wenn das Versagen der Nachfolger endlich erkannt wird, in plötzlicher Umkehrung Denkmäler errichten und für ihn fast immer falsche Mythen erfinden – man nimmt ihm von der Bitternis des Lebensendes nichts hinweg. Eine Ausnahme macht nur jener, der das Unwahrscheinliche zustande bringt, selbst seinen Nachfolger zu finden. Dies war beim Kardinal Richelieu der Fall, der den Vollender seines Werkes in der Person eines aus Neapel stammenden päpstlichen Diplomaten entdeckte und diesen Kenner seiner Gedanken,

Absichten und Ziele zuallerletzt noch durchzusetzen vermochte. Bei Bismarck nichts derartiges; vielleicht ein familiendynastischer Wunsch, den Sohn Herbert in seine Spuren treten zu sehen. Aber über solche Velleitäten hinaus zeigt sich doch ein häufiges, bitteres: Ihr werdet ja sehen!

Der Gang auf den Feldberg

An das genaue Datum vermag ich mich nicht zu erinnern, als mein Vater mir eines Abends vorschlug, ihn am nächsten Tag auf den Feldberg zu begleiten. Wir würden erst gegen drei Uhr nachmittags zum Badischen Bahnhof gehen und von Badenweiler aus unsere Wanderung beginnen.

Hülla sagte: «Was hat das für einen Sinn? Jetzt im September ist es dann schon dunkel, und es wird kalt.» Diese Warnung hatte keinen Einfluss. «Der Aufstieg wird in der frischen Abendluft erfolgen, droben übernachten wir, und dann wandern wir am Sonntag weiter», erhielt sie zur Antwort.

Sie packte meinen kleinen Rucksack. Gegen fünf Uhr abends waren wir in Badenweiler, und dann begann der Fussmarsch auf einem steilen Waldweg. Mein Vater ging langsam, damit ich Schritt halten könne. Nach einer halben Stunde machten wir halt und setzten uns auf einen moosbewachsenen Stein. Im September hört man beim Einnachten keine Vogelstimmen, höchstens da und dort ein leises, kurzes Rufen, ein Rascheln des Laubes. Schon auf jenem moosigen Stein wäre ich gerne eingeschlafen, dann aber verlieh mir ein plötzliches mächtiges Rauschen zusammenschlagender blätterreicher Äste und Zweige eines Ahorns in nächster Nähe gespannte Wachheit. Ein gewaltiger schwarzer Vogel, mächtig flügelschlagend, brach durchs Geäst, erschien einen Augenblick über dem Weg, berghinan, um wieder in den enggestellten Mischwald bei der ersten Wegbiegung einzufallen. «Ein alter Auerhahn!» rief mein Vater und fasste mich bei der Hand, bis das Schlagen der Flügel verklungen war. Wir verliessen unsern Moossitz und stiegen weiter. Jetzt spürte ich kaum Müdigkeit; etwas Gewaltiges hatte sich ereignet, anderes, mehr würde kommen. Der herrliche, dichte, endlose Wald – Fichten, Buchen, Ahorn – stieg mit uns hinan. Nun wurde es mit einemmal dunkler. Das Spiel des aus Westen einfallenden Sonnenlichtes im Unterholz hörte auf, ein Wind erhob sich, und alles Laub begann zu zittern, dann zu schäumen, und jetzt, von jenseits des Rheinstroms, ertönte, ferne noch, aber mächtig ein Donnerschlag, und fast unmittelbar nachher zuckte flach über den Grund ein gelber Schein, dem bald das Dröhnen aus dem unsichtbaren Himmel folgte. Nun schmetterten Blitze plötzlich von allen Seiten, wie es mir schien, hieben in die Stämme der hohen zusammenknickenden Fichten, deren Krachen, Brechen, Stürzen, Mit-

reissen der Nachbarn man wie einen Tumult vernahm, dessen Schallgewalt sofort von einem aus tiefstem Bass bis zu Falsettönen aufheulenden, pfeifenden Sturm fortgerissen wurde.

Jetzt herrschte Nacht. Man musste sich festklammern, um von der Sturmgewalt nicht umgerissen zu werden. Plötzlich riss etwas über dem endlosen Wald, hoch oben, als risse eine viel hundert Meilen weite Decke aus Zeltstoff, und Wassermassen stürzten herunter. Im Nu waren wir nass bis auf die Haut, und schon schlugen Eiskörner uns auf den Kopf und Rücken. Mein Vater hatte einen grossen flachen Felsen rechts vom Weg erblickt. Überhängend bildete dieser Stein eine Höhle. Dorthin zog er mich mit aller Kraft, und schon lag ich in dem nach Osten offenen Unterschlupf auf gehäuften, trockenen Fichtennadeln. Ich versuchte meine am Leib klebende Jacke loszuwerden, im Rucksack eine Wollweste zu finden; der Vater half mir dabei, dann drehte ich mich mit unendlichem Wohlgefühl auf die Seite und schon war ich weg, in tiefem Schlaf.

Ähnliches sollte ich nur noch einmal, mehr als sechzig Jahre später erleben.

Als ich erwachte, war noch immer tiefe Nacht, und noch fiel der Regen in schweren Güssen.

«Wir müssen bis zum Rasthaus gelangen. Jetzt hast du geschlafen, und wenn du die Zähne zusammenbeissen kannst, sind wir bald unter Dach; dort brennt dann ein wärmendes Feuer.»

Ich wäre lieber in der Höhle geblieben, aber es herrschte jetzt, nachdem sich der Sturm gelegt hatte, eine beissende Kälte, und wir schlotterten noch, als wir die Rucksäcke eilig und notdürftig wieder gepackt hatten und, zum Weg zurückgekehrt, erneut zu steigen begannen. Die Anstrengung des Anstiegs erwärmte, aber ich spürte meine Beine, als hätte man sie mit Blei gefüllt. Es war die Hoffnung, den grossen schwarzen Vogel, den ich, der gusseisernen Verzierungen der Wettsteinbrücke wegen und allen Erklärungen entgegen, für einen Basilisken hielt – wiederzusehen, die mich am Klagen verhinderte. So stiegen wir denn von jetzt an Hand in Hand, eine Haltung, die ich lieber aufgegeben hätte, weil der hochgezogene Arm mich auf die Dauer schmerzte.

Einmal glaubten wir, trotz des Regens, nach der linken Seite hin einen schwachen Feuerschein wahrzunehmen. Ich wäre ihm gerne nachgegangen. «Dort sind Menschen», sagte ich. Aber ich wurde weitergezogen, und nun wurde mir mit etwas gepresstem Atem eine Geschichte erzählt.

«Lange vor dem Kommen des Heilands gab es einen Mann, der einen Namen hatte, der schwer auszusprechen ist. Versuch es, ihn dir zu merken; er hiess Demosthenes und lebte in der Stadt Athen in Griechenland, wo er geboren war. Es wurde gesagt, er sei der Sohn eines Schmieds gewesen.

Aber dieser Schmied, sein Vater, war ein reicher Mann, der viele Werkstätten da und dort besass, in denen Schmiede beschäftigt waren. Dieser Vater starb, als Demosthenes sieben Jahre alt war, so alt wie du jetzt bist. Jetzt übergab man den Knaben zwei Männern, die für ihn sorgen, seine Erziehung überwachen, sein Eigentum verwalten sollten. Sie waren nicht ehrlich. Sie betrogen den jungen Demosthenes, nahmen ihm seinen Besitz weg, nichts taten sie, um seine Erziehung zu fördern, um dafür zu sorgen, dass er etwas lerne, dass er arbeite.

Aus eigenem Antrieb, durch eigene Willenskraft erwarb er sich Kenntnisse und wählte als Kunst, in der er sich ausbilden wollte, die Beredsamkeit.»

Das wenigste, was während des Anstiegs erzählt wurde, konnte ein Kind verstehen. Der Ton der Erzählung wurde zwar dem Auffassungsvermögen angepasst, aber weder der früh verstorbene «Maschinenindustrielle» noch die betrügerischen Vormünder entsprachen einer Vorstellung, auch nicht die Bezeichnung «Beredsamkeit», die als Kunst des Redens umschrieben wurde. Trotzdem wuchs in den auf jenen nächtlichen Gang folgenden Jahren gerade dieser Bericht sehr deutlich, Stück für Stück zusammen.

Unmittelbar im Augenblick des Erzählens erreichten zwei Gedanken des Berichtes meine Aufmerksamkeit: Demosthenes, dessen Namen ich mir nicht merken konnte, besass keinen Vater mehr und fiel zwei bösen Männern in die Hände; er wollte aber etwas lernen, und zwar die Fähigkeit, in solcher Art reden zu können, dass alle Menschen, die ihn hörten, einen starken Eindruck von seinen Worten empfingen. Warum ihm dies notwendig erschien, begriff ich nicht, wogegen aber der Umstand, dass er gerade auf dem Gebiete des Sprechens schwer behindert war, meine Anteilnahme erweckte. Er stotterte. Was es mit dem Stottern für eine Bewandtnis hatte, wusste ich: Man stotterte, wenn man Angst hatte, wenn man, auf frischer Untat ertappt, Auskunft erteilen, Rede und Antwort stehen musste. «Hast du dieses kostbare Glas zu Boden geworfen?» – «Ja», dann aber die Folgen! Oder «nein», was eine sogenannte Lüge war, etwas sehr Schlimmes, eine Sünde. Oder: «Es ist mir aus der Hand gefallen, ich wollte es vor der Katze schützen», aber die Katze hatte gar nichts damit zu tun. – In solchen Fällen stotterte man, machte man sich lächerlich, konnte man nicht, wie man gewollt hätte.

Also, der Mensch, in dessen Namen das Wort «Most» vorkam, stotterte immer, nicht nur, wenn er Angst hatte, und dabei wollte er um jeden Preis besser reden als alle andern. Was tat er? Er ging an den Rand des Meeres, und wehte der Sturm gegen die Felsenküste, so strengte er seine Stimme aufs äusserste an, um Lärm und Schall der gegen die Felsen einbrechenden

Brandung zu übertönen, weil er bereits vorhatte, dereinst das Geschrei der Volksmenge, ihren Tumult zu übertönen. Er schloss sich auch monatelang in eine unterirdische Kammer ein, liess sich dabei die Hälfte seines Schädels kahl scheren, um nicht mehr vor Menschen erscheinen zu können. Beim Schein einer kleinen irdenen Öllampe schrieb er die Reden, die er vor dem Volk von Athen zu halten beabsichtigte – einige Meisterwerke.

Er rüttelte die trägen Athener auf, die zu Helfershelfern derer wurden, die sie unterwerfen wollten. Er donnerte gegen den König Philipp von Mazedonien, so wie es eben über den tausend Baumkronen und unsern Köpfen gedonnert hatte. Er schürte die Flamme des Stolzes auf die eigene Gemeinschaft, auf ihren Ruhm, die Liebe zur Heimat Athen. «Aber», so fuhr der Erzähler fort, «wie ich sagte, er stotterte, und stottern durfte ein Volksredner nicht, wenn er nicht, was für einen Redner das Schlimmste ist, lächerlich werden wollte. Was tat er? Wieder ging er an einen einsamen felsigen Küstenstrich, wo die Wellen hart anschlagen, sich schäumend und rauschend vermischen. Er füllte seinen Mund mit glatten Kieselsteinen, übte und übte, bis die Zunge trotz ihrer Belastung so elastisch wurde, dass sie alle Laute und Töne so genau mitformen konnte, wie man es noch nie vernommen hatte. Jetzt hörte man Demosthenes, den Redner, auch in den hintersten Reihen der Volksmassen, die nie Ruhe zu halten vermögen. Er traf die Menge mit jedem Satz wie durch einen wohlgezielten Steinwurf ins Schwarze. Er ballte sie zusammen, weisst du, wie eine grosse Kugel aus Lehm, und drehte diese Kugel, so dass allen, aus denen sie sich zusammensetzte, Hören und Sehen verging. Aus viel tausend Kehlen jubelte man Demosthenes zu, hingerissen folgte ihm ein jeder, bereit zum Kampf gegen den Barbaren, den Mazedonier. Und so kam es zum Krieg. zur Schlacht von Chäronea, mit der blanken Waffe, Pfeil, Schwert und Speer. Jeder waffenfähige Athener musste mitkämpfen, auch Demosthenes. Und nun? Er zog aus mit den andern; als ihre Reihen aber ins Wanken kamen, geschah etwas Furchtbares: Einer der ersten, der die Waffen fortwarf und die Flucht ergriff, das Schlachtfeld verliess, war Demosthenes selbst, der seit Jahren den Abwehrwillen seiner Mitbürger gestärkt, Abwehr bis zum letzten Blutstropfen verlangt hatte. Man bewunderte ihn über alles, man verherrlichte seine vollendete Rednerkunst, seinen stählernen Willen, mit dem er sie, allem entgegen, errungen hatte – und jetzt?

Wir wissen nicht genau, wie es sich mit seiner Flucht vom Schlachtfeld verhielt. Wie ein jeder, der hervortritt, hatte er neben den Bewunderern und Anhängern auch Feinde. Diese hiessen ihn nun ‹ehrlosen Feigling›, ‹Verräter› und ‹todeswürdigen Schuft›. Aber seine Mitbürger waren Athener. Sie blieben gerecht, sie wogen ab: einen Augenblick der Schwäche gegen so lange Zeiten des Wollens, des Durchhaltens. Sie setzten ihm, als er

gestorben war, ein Denkmal, auf dem zu lesen war: Demosthenes, hättest du so viel Kraft und Mut als Beredsamkeit besessen, hätten die Mazedonier Griechenland niemals unterworfen.

Zur Zeit Alexanders des Grossen hatte Demosthenes aus Athen flüchten und sich verbergen müssen. Nach dem Tod dieses Weltveränderers war er zurückgekehrt. Alexanders Nachfolger jedoch, Antipater, verlangte seine Auslieferung. Wieder ergriff er die Flucht vor den Häschern des Mazedoniers. Sie holten ihn ein. Er bat sie, ein Wort des Abschieds an die Seinen schreiben zu können. In seiner Feder war Gift verborgen; er führte sie an den Mund, trank das Gift und starb – ein zweites Mal hatte er das Schlachtfeld verlassen.»

Und dann, in einem merkwürdigen Ton, den ich später so sehr begriff und der mir die ganze ferne Geschichte beleuchtete, sagte mein Vater wie für sich: «Darf man das unter bestimmten Umständen?»

Ich habe oft über diese Episode in der kalten Gewitternacht nachgesonnen. Warum Demosthenes? Wegen seiner gewaltigen Willensanstrengung? Dem Versagen dieses Willens auf dem Schlachtfeld? Dem Aufsuchen des Todes, den er bei jedem auf ihm lastenden Ereignis geflohen hatte? All dies viel später, nachdem die Trümmer der damaligen Erzählung auf dem dunkeln, nassen Waldweg nach Jahren Stück für Stück wieder gesammelt worden waren. Durch die Anstrengung des Kindes hindurch, ohne Einsetzen des wählenden Verstandes, war der Bericht von jenem fernen Lebenslauf, am Bewusstsein vorüber, in die Tiefen der Erfahrung gesunken. Sie blieben im Zusammenhang mit jener Angst, von der die Rede war, von dieser wie von einem Magnet angezogen und ordneten sich später zu einem Ganzen, das mit dem Schicksal des Erzählers verschmolz.

Der Regen setzte aus. Schwere Tropfen fielen von den überhängenden Ästen der Fichten. Der Sturm tobte anderswo, der Wind begleitete uns. Sobald man stehenblieb, setzte das Frieren wieder ein. Der Weg schien kein Ende zu nehmen. Kein schwarzer Riesenvogel rauschte mehr durch die Zweige. Endlich rief der Vater – es wurde lichter, wir betraten einen Weidegrund: «So, hier sind wir!» Und wahrhaftig, ein dunkler Würfel, das Rasthaus, wurde sichtbar. Ja, dunkel war der Würfel, aber durch keine Spalte drang ein Lichtstrahl. Mein besorgter Führer pochte an die Haustüre, schlug an die Läden, rief, schrie – nichts. Das Rasthaus war geschlossen, verlassen. Hier auf der baumlosen Wiese pfiff der Wind noch scharf.

«Wir müssen zurück», sagte der Vater, «zurück ins Tal. Ich werde dich auf dem Rücken tragen.»

«Nein», erklärte ich, «es geht bergab.» Ich glaube im Schlaf gegangen zu sein. Erwacht bin ich, als wir stehenblieben. Wieder sahen wir die rote Glut, die mich beim Aufstieg angezogen hatte. Jetzt ertönte heftiges Hunde-

gebell. Ein grosser schwarzer Köter stürzte aus den Büschen und bleckte die Zähne. «Sitzen!» befahl der Vater. Wir setzten uns an den Wegrand. Dann erklang ein Pfiff, ein riesengrosser schwarzer Mann teilte das Gebüsch, fasste den Hund. «Woher?» fragte er. Der Vater berichtete. Der Schwarze schaute mich an: «Mit dem Kind?» Er bückte sich und nahm mich auf den Arm. «Es ist noch weit bis hinunter. Kommen Sie sich wärmen, wir sind Köhler.» Über der glühenden Holzkohle, weit in die Runde, stand durchleuchteter Wasserdampf. Ein junges Weib trat aus der Hütte, gab mir heisse Milch zu trinken und wickelte mich in Decken. Von da an weiss ich nichts mehr bis zum nächsten Morgen, als Sonne in die Hütte schien. September – es war schon spät. Wieder wurden wir verpflegt; wir dankten. «Bedank dich recht», wurde ich ermahnt. Das war nicht nötig. Am liebsten wäre ich geblieben, bei dem schwarzen Hund, den Ziegen, der warmen Glut, den Gastgebern.

Nachmittags waren wir wieder zu Hause. Es wurde getadelt, von allen Seiten. Einem Kind derartiges zumuten! Immer alles mit dem Willen durchsetzen! Das Kind hatte etwas Fieber und wurde gezwungen, einen ganzen Tag im Bett zu bleiben. Aber das Abenteuer hatte ihm gut getan. Schade, dass so etwas nicht regelmässig wiederholt werden konnte, sondern fast ein Einzelfall blieb, auf den man körperlich nicht vorbereitet war. Das Gemeinsame verband uns beide, Vater und Sohn, noch tiefer; wie tief – das konnte niemand ahnen.

Gegenwart – Vergangenheit: Im Schwarzwald war ich während meiner Kindheit und frühen Jugend noch oft, wohl fünf- oder sechsmal, auf dem Feldberg, dann jahrelang nicht mehr, um erst nach 1945 in der Besatzungszeit und unter sehr besonderen Umständen dorthin zurückzukehren. Mit Aufmerksamkeit aber halte ich fest, dass alle Bilder jener Landschaft, die ich in mir bewahrte, die in mir wuchsen, in starker Beleuchtung hervortraten oder sich verdunkelten, stets Bilder vom Anmarsch bei jener nächtlichen Wanderung im Gewitter waren, vom Rückmarsch im Halbschlaf und von allen jenen auf dem für mich abenteuerlichen Gang empfangenen Eindrücken, Gerüchen, Tönen, bis zum Niederkrachen der vom Blitz gefällten Fichten.

Dieser eigentümliche Vorgang des Sichaneignens vollzog sich während des Tages, an dem man mich mit Gewalt im Bett hielt und ich leicht von Halbschlaf zu Halbschlaf fieberte. Mein Vater erschien mittags und abends, aus seinem Amt zurückkehrend, bei mir. Wenn er dann an meinem Bett sass und mir wie während unseres gemeinsamen Ganges, von dessen wirklichem Verlauf nur wir wussten, wieder die Hand hielt, spürte ich eine Sicherheit und ein Zusammengehören, auf das ich, weit in die Zeit hinaus, immer mit völliger Gewissheit vertrauen konnte.